

# Ein einsames Volk

von Shimon Posner

Mögen Sie Statistiken? Erinnern Sie sich an Zahlen, die Sie lesen? Oder sind Sie eher ein bildhafter Typ, der besser mit Fotos, farbigen Tabellen und Zickzacklinien zurechtkommt? Ich mag Anekdoten, kleine Geschichten, aus denen man etwas lernen kann. Wie dem auch sei, Eines haben Sie bestimmt schon gehört: Israel macht 0,000001 % der Erdoberfläche aus, und der prozentuale Anteil der Juden auf der Welt ist verschwindend gering. Trotzdem haben sich 45 % der UNO-Beschlüsse in den letzten Jahrzehnten mit Israel befasst.

Ich kenne eine Frau, die in den dreißiger und vierziger Jahren bei Zionisten aufwuchs. Sie erinnert sich an die Treffen der Aktivisten, die bis in die späte Nacht dauerten. Als bei der UNO zum ersten Mal die israelische Flagge gehisst wurde, weinte ihr Vater. Damals dachten viele: „Endlich nehmen wir unseren rechtmäßigen Platz in der Völkerfamilie ein.“ Was geschah dann? Amerika hat sich etwas verändert, und mit ihm die Welt. Homogenität ist kein Ideal mehr, Partikularismus ist nicht mehr verpönt. Darum fällt es uns schwer, uns nach all den Ereignissen im letzten Jahrzehnt in die Lage der anderen zu versetzen. „Wir sind anders, und wir sind stolz darauf.“ Das schrieb ein junges Mädchen in sein Tagebuch. Zwischen Streitereien mit ihrer großen Schwester und ihrem Interesse für den Jungen von nebenan lässt sie sich auf bezaubernde Weise darüber aus, was es für sie bedeutet, Jüdin zu sein. Später wurde sie ermordet, weil sie Jüdin war, aber die Worte, die Anne Frank in ihrem Versteck schrieb, erhellen eine Tatsache, die damals schmerzhaft war und gerne ignoriert wurde. Die Geschichte des Holocausts besteht in Schulbüchern oft nur aus zwei Absätzen: „Sechs Millionen Juden wurden umgebracht, ebenso Zigeuner, Künstler, Polen und Kommunisten.“ Darin liegt ein unausgesprochener Trost: Wir waren nicht allein. Aber wir waren allein, selbst als die Öfen in den Vernichtungslagern bereits erkaltet waren. Diese UNO-Zahlen beruhigen uns nicht. Am lewadad jischkon, ein einsames Volk, uwagojim lo jetchasaw, wird unter den Nationen nicht anerkannt.

Ein Wahrsager (altes Wort für Leitartikler) wurde angeheuert, um die Juden zu verfluchen (altes Wort für verleumden). Aber stattdessen erwiesen sich seine Worte (zitiert in der Parscha dieser Woche) als Segen. Dieses winzige Volk (seiner Größe nach eher eine Familie) war einsam, aber es brachte das Christentum und den Islam hervor – heute fast drei Milliarden Menschen. Zahlenmäßig unmöglich, wenn man darüber nachdenkt. Aber hätte diese Familie im ersten Jahrtausend ihrer Existenz aufgehört, eine separate Nation zu sein, gäbe es heute weder Christen noch Moslems!

Das Schicksal ist Geschichte ohne späte Einsicht. Aus einem zeitlosen Blickwinkel ist das Schicksal ebenso zwingend wie die Geschichte. Und eines zeigt die UNO deutlich: dass die Welt auf uns schaut. Historisch betrachtet ist das auch richtig. Dennoch wundern sich Juden darüber. „Allein fühlen wir uns ganz normal“, sagte einer nach dem Krieg 1967. „Grundschulden, Rechnungen, Einkäufe ... Aber wenn wir zusammenhalten, können wir offenbar Großes bewirken.“ Am lewadad jischkon, ein Volk ist allein. Wir begreifen nicht immer, dass das für uns und die Welt gut ist. Die Geschichte bestätigt das, aber sie erklärt es nicht. Möge das Schicksal es für uns tun. Und bis dahin erfüllen wir einfach unsere Pflicht.

# Gut Schabbes

**Nr.291 Paraschat Balak 5770**

## **Nicht das wahre Zuhause**

Mosche war Eigentümer einer blühenden Gastwirtschaft mit vielen treuen Kunden. Er hatte ein warmes jüdisches Herz und einen schlichten, unerschütterlichen G-ttesglauben. Als Schüler des Baal Schem Tow reiste er ab und zu nach Meschibusch, um seine Spiritualität aufzufrischen. Einmal, als er beim Abschied zum Baal Schem Tow ging, um sich wie üblich segnen zu lassen, gab ihm der Zadik einen Auftrag. „Fahre auf deiner Rückreise durch die Stadt X, wo mein lieber Schüler Ber lebt. Geh zu ihm, und richte ihm meine herzlichen Grüße aus.“ Selbstverständlich erfüllte Mosche den Wunsch seines Rebbe. Er freute sich sogar sehr darüber, dass der Rebbe gerade ihn beauftragt hatte. Jeder Auftrag war eine große Ehre, und ein Besuch bei einem „lieben Schüler“ erst recht. Unterwegs überlegte er, wer dieser Mann sein konnte – gewiss ein berühmter Rabbiner und Torahgelehrter! Als er die Stadt erreichte, erkundigte er sich nach dem „großen Gaon Rabbi Ber“. Seltsamerweise schien niemand zu wissen, wen er meinte, und niemanden schien es zu interessieren. „Hier gibt es keinen, der so heißt“, erklärten alle. Mosche war verduzt und verwirrt. Ließ sein Gedächtnis ihn im Stich? Immer wieder ging er im Geiste die Anweisungen des Baal Schem Tow durch; aber die Worte blieben jedes Mal gleich. Der Zadik hatte eindeutig diese Stadt gemeint. Den ganzen Tag lang wanderte Mosche durch die Straßen und Gassen, klopfte an Türen und bat Fußgänger um Hilfe. Vergeblich. Spät am Nachmittag wurde er müde. Er befand sich bereits am Stadtrand vor einem kleinen, schäbigen Haus. Kinder lärmten darin. Mosche klopfte, und als die Tür aufging, sah er einen großen Raum fast ohne Möbel. In der Mitte saß ein Melamed auf einem Baumstumpf, umgeben von kleinen Jungen. „Baruch Haba!“ begrüßte der Lehrer den Gast herzlich. „Baruch Haba!“, riefen die Kinder im Chor. „Kennst du vielleicht den großen Weisen Rabbi Ber?“, fragte Mosche zum hundertsten Mal an diesem Tag. „Nein“, antwortete der Lehrer, „aber ich kenne jemanden, der Ber heißt.“ Mosches Herz klopfte aufgeregt. „Weißt du auch, wo er wohnt?“, fragte er mit einem Funken Hoffnung. „Aber ja“, antwortete der Mann. „Ich bin Ber.“ „Du bist der Schüler des Baal Schem Tow?“ Mosche traute seinen Augen nicht. Als der Melamed den Namen des Baal Schem Tow hörte, wurde seine Miene ernst, und er zitterte. „Ja, er ist mein Lehrer und Meister.“ „Dann möchte ich dich herzlich von ihm grüßen“, sagte Mosche. Der Melamed ließ ihn die Botschaft mehrere Male wiederholen und genoss jedes Wort. Nachdem er seinen Auftrag erfüllt hatte, konnte Mosche seine Neugier nicht länger bezähmen. „Entschuldige, wenn ich frage. Aber wieso lebt ein lieber Schüler des Baal Schem Tow unter so ärmlichen Umständen?“ Der Melamed schaute ihn lange an, sagte aber nichts. Dann stellte er ihm einige persönliche Fragen, als wolle er das Thema wechseln. „G-tt sei Dank, ich bin mit einer wundervollen Frau verheiratet und haben fünf wohlgeratene Kinder“, antwortete Mosche. Dann erzählte er von seiner Gastwirtschaft und seinem Wohlstand. Der Melamed fragte nach seinem Haus. Mosche konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er die kunstvolle Architektur und die schönen Möbel beschrieb. Plötzlich unterbrach ihn der Melamed. „Und wo übernachtetest du heute?“ „In der ersten Herberge, die ich finde“, erwiderte Mosche etwas überrascht. „Aber wenn alles, was du sagst, wahr ist“, fuhr der Melamed fort, „und wenn du so reich bist, warum bist du dann so einfach gekleidet? Und warum willst du die Nacht in einer bescheidenen Herberge verbringen?“ „Nun ja, weil ich auf Reisen bin“, antwortete Mosche. „Wenn man verreist, sind Kleider und Unterbringung nicht so wichtig.“ Der Melamed schaute ihm tief in die Augen. „Wohl gesprochen. Und meine Antwort ist die gleiche: Auch ich bin auf Reisen. Diese Welt ist nur ein Weg zur nächsten. Darum mache ich mir wenig Gedanken über meine Unterbringung. Dies hier ist nicht mein wahres Zuhause.“ Jetzt verstand Mosche, warum der Baal Schem Tow ihm diesen Auftrag erteilt hatte und was er ihn damit lehren wollte. Der Melamed war kein Geringerer als Rabbi Dow Ber, der später der große Magid von Mesritsch wurde, der Nachfolger des Baal Schem Tow (er starb am 19. Kislew 5533/1771).

## Herausgeber

**Chabad Baden–Rabbiner Mordechai Mendelson**  
Kaiserstr. 66, 76133 Karlsruhe Tel:0721-3543596  
E-mail :rabbiner@t-online.de  
www.chabad-baden.de

## **Der Standpunkt des Rebbe** *Gedanken und Einsichten des Lubawitscher Rebbe*

Ihr Geist ist nichts weiter als eine Schöpfung, die Laune eines Schöpfers, der ihn aus dem Nichts hervorgebracht hat. Um sich dem zu nähern, der den Geist schuf, brauchen Sie einen Sinn, der jenseits des Intellekts und des Ichs liegt. Diesen Sinn nennen wir Glauben. Aber ein Glauben dieser Art ignoriert den Intellekt nicht – er führt uns weit darüber hinaus.